



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



araus, daß Baron Sextus heute so schlechter Laune war, zog Gräfin Sibylle ferner Schlüffe und überzeugte sich, scharfsinniger als er und weit besser mit ihm bekannt, als er es mit sich selbst war, daß ihn heimlich das Bewußtsein drückte, ein Thor zu sein, ohne doch von seiner Thorheit absteigen zu können. Sie war daher doppelt bemüht, liebenswürdig und ganz unbefangen zu erscheinen, und indem sie einen Vorhang enger zog, welcher das Licht auf sein Gesicht durchfallen ließ, indem sie seinen Stuhl rückte und ihm die Schlummervolle mit leichter Hand unter den Kopf schob, zeigte sie ihm ein Gesicht, das an unschuldigem, sanftem und vertrauensvollem Ausdruck dem unschuldigen Lächeln eines Kindes so nahe kam, wie Gräfin Sibyllens strenge, stolze Züge hierzu überhaupt nur imstande waren.

Sie war daher einigermaßen überrascht, als der Baron in nicht sehr verbindlichem Tone nach jener alten Geschichte fragte, von der sie halb und halb gehofft hatte, daß sie vergessen sei.

Ich erinnere mich wirklich nicht mehr so ganz genau, erwiederte sie. Wenn dieser Umstand aber so wichtig für Sie ist, lieber Baron, so will ich noch heute an eine Freundin schreiben, welche damals zugegen war und vielleicht ein besseres Gedächtnis für die chronique scandaleuse hat als ich.

Nein, sagte Baron Sextus, wir wollen das einfacher machen. Ich bin kein Freund von Hin- und Herreden hinter jemandes Rücken. Wer ein Schuft ist, kann mir nicht ins Auge sehen. Ich werde Herrn Eschenburg zu mir bitten und ihn Mann gegen Mann zur Rede stellen.

Gräfin Sibylle ward von diesen Worten und von dem Gedanken, Eberhardt erscheinen zu sehen, so betroffen, daß sie sich tiefer über ihre Arbeit beugen mußte, um die Veränderung in ihrem Gesicht zu verbergen. Sie erschrak heftig bei der Idee, daß Eberhardt unter solchen Umständen keinen Augenblick erman-geln werde, alles zu offenbaren, was sie mit einem Schleier zu bedecken wünschte, und daß er, erzürnt über ihre Anklage, jede Schonung ihrer selbst vergessen werde. Sie beschloß, um jeden Preis diese Zusammenkunft zu vereiteln.

Da haben Sie vollständig Recht, lieber Baron, sagte sie. Das wird der kürzeste und beste Weg sein, sich mit dem jungen Manne zu verständigen, dessen guter Ruf Ihnen so sehr am Herzen liegt.

Sein guter Ruf liegt mir nur insofern am Herzen, als mir der gute Ruf eines jeden Mannes von Bedeutung ist, der die Füße unter meinen Tisch gesteckt und von meinem Brot und Salz gegessen hat.

Und wie denken Sie sich das? fragte die Gräfin. Wollen Sie bestimmte Nachweise seines guten Leumunds von ihm verlangen? Oder erwarten Sie, daß er etwa ganz fröhlich und offen eingestehen wird, ein Schwindler zu sein, wenn er etwa einer ist?

Wie ich schon sagte, liebe Gräfin, der Eindruck seiner Persönlichkeit, wenn ich ihn geradezu frage, wird für mich entscheidend sein. Ich habe Herrn Eschenburg oft in aller Arglosigkeit bei mir gesehen und immer den Eindruck erhalten, daß er ein anständiger Kerl ist, dazu — ich will ganz offen sein, liebste Gräfin, ich habe einen ganz besondern Grund dazu, mich hinsichtlich seines Charakters zu vergewissern. Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß er Dorothea nicht gleichgiltig ist. Und insofern sind wir beide in gleicher Weise an einer Aufklärung interessiert. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen das zu sagen, und ich stelle es Ihrem klügerm Ermessen anheim, ob Sie Dietrich davon Mitteilung machen wollen.

Ah! sagte die Gräfin, von ihrer Leidenschaft plötzlich überwältigt, indem sie das Haupt zurückwarf und den Baron mit stolzem Blicke maß, ich glaube zu verstehen. Wenn es Sie reut, mir Ihr Wort hinsichtlich unsrer Kinder gegeben zu haben, und wenn Sie vorziehen, Ihre Tochter mit einem Abenteuerer zu vermählen, so geniren Sie sich nicht, es zu sagen.

Baron Sextus hatte in dieser Minute eine Empfindung, wie sie etwa ein Wanderer haben mag, der aus dem schönen und stillen, von ihm bewunderten Palmendickicht plötzlich ein Tigerhaupt hervorlugen sieht. Aber er stand doch schon so sehr unter dem Einfluß der Gräfin, daß die Besorgnis, von ihr mißverstanden zu werden, alle andern Gedanken überwog.

Um Gotteswillen, meine liebste Gräfin, sagte er hastig, wie kommen Sie darauf? Halten Sie es für möglich, daß ich mein Wort brechen könnte? Halten Sie es für möglich, daß ich den durch die weise Voraussicht meines Ahnen vorgezeichneten Plan hinsichtlich der Herrschaft Eichhausen in den Wind schlagen könnte? Daß ich die heiligsten Grundsätze meines Lebens außer Augen setzen und Dorotheens Hand einem Menschen von bürgerlicher Herkunft geben könnte? Was ich Ihnen sage, entspricht lediglich dem Pflichtgefühl, denn ich will nicht, daß Sie bei mir, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, die Nase im Sacke kaufen. Sie sollen wissen, woran Sie sind, deshalb sage ich Ihnen, daß zwischen Dorothea und Herrn Eschenburg eine gegenseitige Neigung besteht, die ich natürlich am meisten beklage.

Das ist eine sehr schmerzliche Entdeckung für mich, erwiderte Gräfin Sibylle. Sehr schmerzlich, mein lieber Baron. Ich weiß nicht, wie Dietrich es aufnehmen würde, wenn er das erfähre. Dietrich ist von sehr zarter Empfindung, und er ist in der That, wie er mir im Vertrauen gestanden hat, von einer tiefen, innigen Neigung für Ihre lebenswürdige Tochter befeelt, sodaß ich mich schon den frohesten Hoffnungen hingegeben hatte, es werde dieses von außen her angebahnte Verhältnis durch göttliche Fügung die Weihe der innern Befriedigung erhalten. Sollte Dietrich hiervon etwas erfahren, so würde, wie ich

befürchten muß, unser schöner Plan auf einmal im Wasser zerrinnen. Aber freilich ist es besser, daß gleich jetzt, ehe das Unglück weiter fortschreitet, völlige Klarheit stattfindet. Wünschen Sie Dorotheens Herzenstriebe, dem romantischen Gefühl eines kunstschwärmenden jungen Mädchens nachzugeben, so sprechen Sie es aus.

Meine liebste Gräfin, es kann ja im entferntesten nicht von so etwas die Rede sein. Ich bitte Sie, sprechen Sie kein Wort weiter über eine Eventualität, die ganz außerhalb meines Ideentreifes liegt. Der sogenannte Geist der Zeit mit seinen Theorien von Gleichheit der Rechte und Aufhebung der von Gott eingefügten Unterschiede zwischen den Ständen wird, so lange ich lebe, in Schloß Eichhausen keinen Eingang finden. Es handelt sich hier um etwas ganz andres. Die Neigung meiner Tochter, wenn sie wirklich so arg ist, wie wir fürchten zu müssen glauben, kann, wie Sie ganz richtig andeuten, nur eine Jugendschwärmerei sein und hat sich gegenüber dem väterlichen Willen zu beugen. Wenn Dietrich etwas davon erfährt, was ich, wie gesagt, ganz in Ihr Ermessen stelle, so mag er dies in Gegenrechnung mit seinen eignen Jugendthorheiten stellen, an denen es ja wohl, wie ich ihn beurteile, nicht gefehlt haben wird. Bei alledem aber will ich genau wissen, wie wir mit dem Herrn Eschenburg daran sind. Ich kenne meine Tochter. Ich halte es für ganz unmöglich, daß Sie für jemanden, der nichts taugte und gar ein Schwindler wäre, zärtliche Gefühle hegen sollte. Ich bin es ihrem Charakter wie dem des Herrn Eschenburg selber schuldig, diese fatale Angelegenheit nicht auf sich selbst beruhen zu lassen, sondern zum Austrag zu bringen. Ein Ende will ich dem Verhältnis zwischen beiden machen, so wie so, aber es soll in aller Offenheit geschehen, und deshalb will ich mit dem jungen Manne selber sprechen.

Gräfin Sibylle hatte schon lange die leidenschaftliche Erregung, von der sie für einen Augenblick hingerissen worden war, in ihr tiefstes Herz wieder verschlossen und die Miene der feinfühligsten und zärtlich besorgten Frau angenommen. Sie beschloß jetzt, wo es ihr unvermeidlich erschien, daß der Baron sich mit Eberhardt aussprechen werde, einen großen und kühnen Schlag zu thun. Sie rückte mit ihrem Sessel noch näher an den Baron heran, legte mit einer ihr eigentümlichen Geberde stolzer Vertraulichkeit ihre linke Hand auf die Hand des alten Herrn, blickte ihn mit träumerischen und glühenden Augen an und sagte leise und langsam: Ich weiß nicht — es ist ein gewisses Etwas in mir, was mich treibt, Ihnen gegenüber kein Geheimnis zu haben, sondern Sie hineinblicken zu lassen in die lange verschlossenen Fächer meines innersten Herzens. Es treibt mich, Ihnen den Schmerz meines Lebens zu offenbaren, eines Lebens, das einstmals glaubte einer echten Liebe begegnet zu sein, bis es sich schmerzlich enttäuscht zurückzog in sich selbst und an der Welt verzweifeln zu müssen glaubte, bis es endlich doch noch einem Manne —

Gräfin Sibylle seufzte und blickte eine Weile stumm vor sich nieder, während der Baron sie erstaunt und erwartungsvoll betrachtete.

Diesem Manne nun will ich mich rückhaltlos anvertrauen, fuhr sie fort. Ich stand in der ersten Blüte meiner Jahre, in einer phantasievollen Zeit, wie jetzt Dorothea sie durchzumachen hat, als sich mir der Graf Altenschwerdt näherte und ich glaubte, in ihm den Angelpunkt meines Daseins gefunden zu haben. Er war ein lebenswürdiger und geistreicher Cavalier, aber ach, ich ging in meiner Unerfahrenheit einer schrecklichen Enttäuschung entgegen. Er gehörte nicht zu den festen Charakteren, welche durch die Unerfütterlichkeit ihrer Grund-

sätze die wahren Repräsentanten unsers Standes sind, sondern er war nicht allein von künstlerischen, viel zu weit getriebenen und deshalb ruinirenden Liebhabereien erfüllt, sondern neigte auch zu den laxen sittlichen Anschauungen einer Partei hin, welche die Revolution zwar nicht offen begünstigt, aber doch durch ihre Angriffe auf die Grundfesten unsrer gesellschaftlichen Ordnung vorbereitet. Ich mußte gar bald wahrnehmen, daß ich durch ihn nicht glücklich werden konnte. Meine Natur verlangte zu ihrer Anlehnung einen ganzen Mann, meine Erziehung wies mich darauf hin, nur einen solchen Gatten verehren zu können, der in politischer wie sittlicher Hinsicht die Traditionen der alten Zeit aufrecht erhielt. Freilich sind solche Männer selten, nicht allein seit gestern erst, sondern schon seit einer Reihe von Jahren. Echte Edelleute von altem Schrot und Korn fand man schon in meiner Jugend nur sehr vereinzelt.

Gräfin Sibylle sah bei diesen letzten Worten den Baron sehr bezeichnend an und fuhr nach einem neuen Seufzer fort: Der Graf hatte durch seine Beziehungen zu Künstlerkreisen die Bekanntschaft eines Frauenzimmers gemacht, welches sich, wie man sagte, durch Schönheit auszeichnete, aber mit großem Leichtsinne eine schlaue und berechnende Sinnesart verband. Dieses Weib, welches Marie Eschenburg hieß, war dazu bestimmt, den Frieden meines Herzens —

Marie Eschenburg? fragte der Baron verwundert.

Die Mutter des jungen Mannes, welcher in Ihrem Schlosse Aufnahme gefunden hat und vom Schicksal dazu bestimmt zu sein scheint, in die Fußstapfen jenes Weibes zu treten, dessen verruchter Plan es war, eine glückliche Ehe zu zerstören.

Das ist ein höchst erstaunliches und betrübendes Zusammentreffen, sagte der Baron in großer Verwunderung.

Nicht wahr? entgegnete sie. Man sollte glauben, eine jener wunderbaren Verkettungen von Umständen vor sich zu sehen, welche uns einen tiefern Blick in die unerforschlichen Wege der Vorsehung zu thun erlauben, wenn sich nicht gerade manches aus dem intriganten Geiste, der in den Eschenburgs lebt, erklären ließe. Denn so wie die Mutter nichts unversucht ließ, freilich aber durchaus vergeblich sich bemühte, den Grafen von seiner Pflicht völlig abwendig zu machen, so ist nun auch der Sohn bemüht, aus dem sträflichen Verhältnis seiner Mutter mit meinem Gemahl Kapital zu schlagen. Er sucht, bald unter diesem, bald unter jenem Vorgeben Vorteile daraus zu ziehen, und hat sogar die Frechheit, mich zu verfolgen und mit unverschämten Ansuchen zu belästigen, indem er darauf pocht, ein Sohn des Grafen von Altenschwerdt zu sein.

Der Baron war ganz in Erstaunen versunken, plötzlich unter Verhältnissen, die ihm klar und deutlich vor Augen zu stehen schienen, ganz neue Beziehungen zu entdecken und gleichsam auf unterminirten Boden zu blicken. Es war etwas in der Darstellungsart der Gräfin, was ihm nicht ganz gefiel, und er erinnerte sich mit Befremden der frühern Angaben, welche sie ihm über Eberhardt gemacht hatte.

Es machte mir den Eindruck, sagte er, als sei Herr Eschenburg älter als Dietrich.

So erschien es Ihnen also auch so? entgegnete sie in fragendem Tone. Möglich, daß er es ist. Wer vermag jene Verhältnisse genau zu durchschauen, und wer hätte wohl Lust, in so unreinen Zuständen zu forschen? Gewiß ist nur das, daß dieser Eschenburg seine geringe Fertigkeit in der Malerei benutzt, um sich, wo er kann, in die höhern Gesellschaftskreise einzudrängen, und daß er

alsdann eine Gelegenheit zu erhaschen sucht, um als Sohn des Grafen Eberhardt von Altenschwerdt aufzutreten und unter allerhand Erzählungen die Sympathie für sich zu erwerben. Diese Rolle spielt er sogar mit eiserner Strenge mir gegenüber, und Sie sehen aus seinem Benehmen Ihrer Familie gegenüber, lieber Baron, welcher Mittel er sich bedient, um sein Abenteuerleben zu fristen.

Merkwürdig! Höchst fatal! sagte der Baron. Ich muß sagen, es war mir auffallend, daß er von einem schwarzen Diener begleitet war, und daß er aus Amerika zu kommen vorgab. Aber sein Benehmen ist tadellos — ich meine sein äußerliches Auftreten. Es giebt mir das einen neuen Beweis für meine Überzeugung von dem natürlichen und durch die göttliche Ordnung geschaffenen Unterschiede zwischen den Ständen, welcher sich selbst dann nicht völlig verwischen läßt, wo eine Mesalliance stattgefunden hat. Ich zweifle nicht daran, daß er wirklich ein Sohn des Grafen ist. Nur ein Mann, der wenigstens halb von Blut ist, hat das Zeug dazu, so aufzutreten, wie dieser junge Mann.

Sie sehen aber hieraus, lieber Baron, daß das einzige beste Mittel gegenüber einem solchen Menschen das ist, ihn fühlen zu lassen, daß er durchschaubar ist. Man muß ihn völlig ignoriren.

Dieser Ansicht vermag ich nicht zuzustimmen, entgegnete der Baron nachdenklich. Meinen Sie nicht auch, liebe Gräfin, daß das Band, welches sich zwischen Ihrem seligen Gemahl und diesem jungen Manne knüpft, uns gewisse Verpflichtungen auferlegt, die umso dringender sind, als der unglückliche Mensch sich auf einem verderblichen Wege befindet? Ich kann mir vorstellen, daß gerade das Bewußtsein seiner Herkunft, verbunden mit Unzulänglichkeit seiner Substanzmittel dafür, ihn zu unredlichen Handlungen getrieben hat, und es sollte das edle Blut, das in ihm fließt, wenigstens soweit von uns respektirt werden, daß wir alles thun, was in unsern Kräften steht, um ihn vor fernern Fehlern und einem schließlichen traurigen Ende zu bewahren. Erlauben Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der zugleich mit unserm Plan der Verbindung unsrer Kinder vortrefflich übereinstimmt. Ich bin überzeugt, daß Dorothea, sobald sie die von Ihnen mitgetheilten Umstände erfährt, sofort jeden Gedanken an einen so unwürdigen Gegenstand ihrer Neigung aufgeben wird. Und insofern höre ich Ihre Mitteilung mit Vergnügen. Wir wollen den jungen Mann hierher laden, wollen ihm ernstlich vorstellen, von nun an auf besserem Wege zu gehen, und wollen ihn durch Auszahlung einer anständigen Summe Geldes in den Stand setzen, unsre Ermahnungen zu befolgen. Damit werden wir eine Pflicht erfüllen und den Weg zu einer glücklichen Ehe zwischen Dietrich und Dorothea in einer unvergleichlich vorteilhaften Weise ebnen.

Dieser Vorschlag macht Ihrem edeln Herzen alle Ehre, mein lieber Baron, sagte Gräfin Sibylle kopfschüttelnd, aber beweist mir, daß Sie, indem Sie andre Menschen nach sich selbst beurteilen, eine viel zu optimistische Anschauung haben. Glauben Sie mir: ich kenne das Geschlecht der Eichenburgs. Wenn dieser verschlagene Mann wittert, welchen Wert wir auf sein Verhalten legen, so wird nichts vermögen, ihn vom Geltendmachen seines Einflusses auf Dorothea abzubringen. Er wird sich nicht mit einer Geldsumme abfinden lassen, während er sich mit der Hoffnung trägt, Dorothea selbst durch Kühnheit und Ausdauer gewinnen zu können. Und wer weiß, ob nicht seine Persönlichkeit in Dorotheens Meinung einen romantischen Hauch erhält, wenn sie von seiner Abstammung hört. Die Herzen der Mädchen in diesem Alter sind unberechenbar, und nicht selten werden sie von einem falschen Edelmut verlockt, sich eben demjenigen hin-

zugeben, der ihnen seiner zweifelhaften Stellung wegen verächtlich erscheinen sollte. Dazu fürchte ich auch den Eindruck, den die Eröffnung dieses Geheimnisses auf Dietrich machen würde. Er könnte —

So weiß auch er nichts davon?

Ich habe es aufs sorgfältigste vermieden, Dietrich wissen zu lassen, was ich allein Ihnen mittheilte, lieber Baron. Denn ich sehe keine Art von Nutzen daraus hervorgehen, daß er es weiß, wohl aber für ihn selbst allerhand Peinliches, darunter nicht als das geringste die Trübung des väterlichen Andenkens. Nein, es darf auf keinen Fall irgend etwas von meiner Mittheilung über die Wände dieses Zimmers hinaus dringen, sonst würde ich keinen ruhigen Augenblick mehr haben und für immer die Ehe meines Sohnes mit Ihrer Tochter von einem dunkeln Schrecknis bedroht sehen.

Wenn dieser junge Mann, wie Sie sagen, seine väterliche Abstammung benutzt, um sich unlautere Vorteile zu verschaffen, so wundert es mich, daß er uns gegenüber damit noch nicht herausgerückt ist, bemerkte der Baron.

Er weiß sich seinen Zeitpunkt zu wählen, sagte die Gräfin. Zweifeln Sie nicht, daß er über kurz oder lang damit hervortreten wird, falls es ihm vorteilhaft erscheinen sollte. Für jetzt scheint er das Licht. Mit dem Tage, wo er mich hier im Schlosse erscheinen sah und wo er sich sagen mußte, daß ein wachsameres Auge seine Bewegungen verfolgte, mit dem Tage hörten seine Besuche auf. Daß er aber seinen Anschlag auf die Ehre Ihrer Familie damit nicht aufgegeben hat, davon seien Sie überzeugt! Er weiß Mittel und Wege zu finden, Dorothea heimlich zu sehen, dafür habe ich Beweise.

Gräfin Sibylle erzählte von dem Besuche, den sie bei dem General gemacht hatte, und wo ganz unerwartet für sie, aber vermutlich nicht unerwartet für Dorothea, plötzlich Eberhardt erschienen sei. Sie sprach in geschickt berechneter Art, unter halben Andeutungen die Vermutung aus, daß das vertraute Verhältnis zwischen Dorothea und Millicent die Gelegenheit zu einem heimlichen Verkehr mit Eberhardt biete, und wußte allmählich das Herz des Barons mit Mißtrauen gegen seine Tochter zu erfüllen. Sie schloß damit, daß das einzige Mittel, zu einem raschen und befriedigenden Abschluß zu kommen, die beschleunigte Vermählung des für einander bestimmten Paares sei. Sie wußte so klug die Drohung, ihrerseits von der Verabredung zurückzutreten, falls der Baron zögere, mit gewandt eingeflüßten Schmeicheleien zu verbinden, daß der alte Herr, dem vor allem das Zustandekommen seines Planes bezüglich der Herrschaft Eichhausen am Herzen lag, zuletzt allen ihren Vorschlägen zustimmte.

Er versprach ihr, ohne sich im geringsten um Eberhardt bekümmern zu wollen, am folgenden Tage ein entscheidendes Wort mit seiner Tochter zu sprechen. Kurz nachher sank er, ermüdet von der angreifenden Unterhaltung, in die Ecke des Lehnstuhls zurück und schloß die Augen. Gräfin Sibylle aber saß ihm, als er schlief, mit einem Gesicht zur Seite, das wohl für immer, wenn er es hätte sehen können, die zärtlichen Gefühle aus seiner Seele verbannt hätte, mit denen er die schöne Dame, welche so große Macht über ihn gewonnen hatte, seit einiger Zeit zu betrachten pflegte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gräfin Sibylle selbst hatte gewünscht, daß der Baron erst am folgenden Tage mit seiner Tochter sprechen solle. Sie erwies ihm damit einen Gefallen,

denn er war heute in der That nicht zu fernern Auseinandersetzungen aufgelegt, aber es war die Schonung seiner Kräfte nur ein vorgeblicher, nicht ihr wahrer Beweggrund. Sie fürchtete den unabhängigen und kühnen Sinn Dorotheens und wollte nichts unbedachter Weise aufs Spiel setzen. Sie fühlte, daß die Ereignisse sich zur Entscheidung zuspitzten, und wollte ihrerseits jede nur mögliche Vorsicht walten lassen. Sie dachte sich, indem sie Dorotheens Natur instinktmäßig durchschaute, daß es nicht ratfam sei, Dietrich einem etwaigen Appell an seine Ehre von seiten dieser energischen jungen Dame auszusetzen, und sie überlegte sich, ob es nicht klüger sei, ihn zu entfernen, bis der Sturm vorübergebraust und zwischen Vater und Tochter alles geebnet sei.

In diesem Gedanken wurde sie noch bestärkt, als sie die Wahrnehmung machte, daß Eberhardt einen heimlichen Besuch bei Dorothea gemacht hatte. Erstaunt und erschrocken, aber zugleich voll Mut sah sie ihn unter Willicents Führung aus Dorotheens Zimmer kommen, und sie beschloß angesichts dieser Vertraulichkeit zwischen dem liebenden Paare, Dorothea die Gelegenheit einer persönlichen Zurückweisung Dietrichs zu nehmen.

Sobald die Gestalten, denen ihr haßerfüllter Blick folgte, im Dunkel verschwunden waren, begab sie sich in Dietrichs Schlafzimmer und fand ihn im Bette liegend und beim Schein von zwei Kerzen in die Lektüre irgend eines Schriftstücks vertieft, welches er alsbald unter die Decke schob, als er sie eintreten sah.

Sie that, als habe sie dies nicht gesehen, unterdrückte den Tadel wegen seines gesundheitswidrigen Lesens im Bette und sagte, als er sie mit einiger Verlegenheit nach der Ursache ihres späten Besuches fragte, daß sie ihm riete, am andern Morgen so früh als möglich aufzubrechen und nach Berlin zu reisen.

Das kann ich thun, sagte er, aber wozu denn?

Gräfin Sibylle setzte sich zu ihm auf den Rand des Bettes und sah ihn mit zärtlicher Miene an. Dieser ihr Sohn war der Mittelpunkt aller ihrer guten und sanften Gefühle, und es gewährte ihr Ruhe und Befriedigung in den Aufregungen und Kämpfen dieses Tages, ihn als ein Pfand des Glückes und gleichsam als Entschuldigung für ihr Intriguenspiel zu betrachten.

Du wünschtest doch selbst, mein liebes Kind, sagte sie, daß ich mit dem Baron allein und ohne dich dabei zu beteiligen die Angelegenheit deiner Verbindung ordnete. Ich glaube auch, daß es besser ist, du sehest dich nicht irgend einer unbedachten Weigerung Dorotheens aus. Du sollst zurückkehren, sobald der Widerstand, den junge Mädchen ja zuweilen den vernünftigsten Eheprojekten entgegenzusetzen, überwunden ist. Füge dich nur ganz ruhig meinen Anordnungen, lieber Dietrich. Es ist zu deinem Besten.

Ach ja, Mamachen, ich füge mich ja, erwiderte er. Ich füge mich wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scheerer und seinen Mund nicht aufthut.

Aber mein guter Junge, welcher ein gottloser Vergleich ist dies! sagte sie, ihm mit leichter Hand einen Streich auf die Wange gebend. Spricht ein junger Mann auf diese Weise, wenn man ihm eine wunderschöne Erbin zur Frau giebt?

Du weißt, liebe Mama, sagte er seufzend, an sich ist nichts angenehm oder unangenehm, weder gut noch böse, sondern erst unsre Meinung macht es dazu.

Dietrich! Dietrich! entgegnete sie kopfschüttelnd, welcher thörichte Grillen! Genieße das Leben und fange an zu philosophiren, wenn dein hübsches braunes Haar weiß wird!

Sag einmal, Mamachen — du bist ja in Literatur eben nicht sehr bewandert, aber du hast doch gewiß schon von einem gewissen Manne namens Goethe gehört. Warum, meinst du wohl, hat der nie geheiratet?

Nie geheiratet? Du spielst mir gegenüber den Gelehrten und Schöngeißt und weißt nicht, daß Goethe verheiratet gewesen ist?

Ach ja, aber ungemein wenig! So geht es. Ihr, die ihr nicht die Werke der Dichter, sondern deren Lebensbeschreibung lest, seid uns in so etwas überlegen. Aber warum hat er wohl so sehr lange gewartet, bis er sich zum Heiraten entschloß?

Nun, ich denke, du Märchen, er war ein bei den Frauen so beliebter Mann, daß er es nicht nötig hatte, sich an eine zu binden.

Dietrich lachte. Welch ein Gemisch von Kultur und Barbarei du bist, gute Mutter! sagte er. Eine Art von Semiramis, die den Fürsten Pücker-Muskau an Gartenkunst übertraf und dabei persönlich Krieg führte. Aber höre mir zu. Ich habe in diesen Tagen der ernststen Betrachtung viel an Goethe denken müssen. Weißt du, wenn Schiller nicht geheiratet hätte, das würde mir kein Kopfzerbrechen machen, aber Goethe war ein Mann, der das Leben so sehr verständlich auffaßte. Und ich muß mir sagen: Da Goethe unvergängliche Werke geschaffen hat, in denen sich die ganze Welt spiegelt, so muß er offenbar ein großartiger Mensch gewesen sein, der alle Dinge besser verstand als die gewöhnliche Plebs, das vulgum pecus. Ist es nun nicht eine große Thorheit, seine Schriften bewunderungsvoll anzugaffen, dabei aber um seine Grundsätze sich gar nicht zu kümmern? Siehst du, als er zum Beispiel von Sesenheim wegritt, that er es sehr ungern und hatte die größte Lust, Friederike zu heiraten. Warum hat er es nicht gethan?

Aber das liegt doch auf der Hand, du superkluges Mäffchen, sie war keine gute Partie.

O Rauheit der Welt! O ewiger Unverstand! Nein, das war es nicht, gute Mutter. Aber ich will dir den Grund davon nicht erklären, denn ich weiß vorher, daß du mich doch nicht verstehst.

Höre, lieber Dietrich, sagte die Gräfin etwas ärgerlich, es wäre wohl Zeit, daß du etwas Vernünftiges sprichst. Der Berliner Zug geht, so viel ich weiß, etwa um halb zehn von Holzfurt ab. Du mußt also schon vor acht Uhr hier fortfahren. Denk daran, daß deine Koffer gepackt werden.

Und wann soll ich mich hier verabschieden? Ich kann doch nicht mitten in der Nacht Visite machen?

Du verabschiedest dich garnicht. Ich werde morgen beim Frühstück sagen, daß eine Depesche aus dem Auswärtigen Amt dich schleunigst nach Berlin gerufen habe. Das giebt dir zugleich ein Gewicht in den Augen des Barons, dem du leider noch garnicht genügend imponirt hast. Ich werde sagen, daß diplomatische Geschäfte von großer Wichtigkeit deine Anwesenheit in Berlin notwendig machten. Du gehst in das British Hotel und erwartest dort Nachricht von mir. Du hältst dich bereit, bei einer etwaigen telegraphischen Nachricht von mir sofort zurückzukehren. So, das ist genügend, und nun glückliche Reise, mein Junge! Schlaf jetzt ein, ich werde dafür sorgen, daß du geweckt wirst.

Die Gräfin drückte einen Kuß auf seine Stirn und entfernte sich.

Dietrich blickte ihr nach, seufzte und zog dann den Brief wieder unter der Decke hervor, den er versteckt hatte. Es war ein Brief von Anna Glock. Das

Geficht des jungen Mannes klärte sich auf, indem er die zierlichen Schriftzüge verfolgte, und bekam einen frohen, aber zugleich wehmütigen Ausdruck.

Wenn ich jemals geliebt wurde, sagte er sich, so ist es von diesem sanften Herzen. Niemals hat sie einen Vorwurf für mich, nur ihre rührende Klage darüber, daß ich ihr fern bin, trägt den geheimen Stachel in sich! Wie glücklich könnte ich sein, wenn es mir vom Schicksal erlaubt würde, dies reizende Wesen für mich zu behalten! Wie ist doch die Welt heruntergekommen seit der Zeit des Perikles, mit dem die Schönheit entthront wurde! Überall Zwang und Lüge, nirgends ein reines, edles Verhältnis mehr, wie die Alten es kannten! Darum geht es auch rückwärts mit aller Kultur, von der die Plebejer soviel Wesens machen. Eisenbahnen haben sie erfunden und Telegraphen, und darauf bilden sie sich wunder wieviel ein, aber die Barbarei bricht überall durch den dünnen Firniß hindurch. Warum kann ein Mann wie ich, ein vornehmer Mann von echter Begeisterung für die Kunst, ein Dichter, dessen Ruf durch das ganze Reich zu erklingen anfängt — warum kann ein solcher Mann nicht leben wie die großen Alten? Warum darf ich mich zu meinen Gedichten nicht bekennen, ohne mich verdächtig zu machen und mir die Aussicht auf eine gute Karriere zu versperren? Warum muß ich in den Schnürleib der Ehe kriechen und am Altare dem Begräbnis meiner Freiheit selber beiwohnen? Diese große Heuchelei der Ehrbarkeit richtet allen Aufschwung der Geister zu Grunde. Oder liegt die Schuld an mir und nicht an der Welt! Auf jeden Fall will ich wenigstens diese letzten Tage meiner Freiheit noch genießen. Das war ein sehr guter Gedanke von Mama, daß sie mich fortschickt. Aber es fällt mir nicht ein, nach Berlin zu gehen. Ich werde in Holzfurt bleiben und meine kleine reizende Anna besuchen. Dem Wirt im British Hotel gebe ich Auftrag, mir Briefe und Depeschen dorthin zu schicken. Das ist famos!

Es ist merkwürdig, so fuhr Graf Dietrich in seinem Selbstgespräch fort, es ist merkwürdig, wie erkältend der Gedanke der Ehe auf meine Gefühle wirkt! Diese Dorothea ist, im Grunde genommen, ein wundervolles Frauenzimmer und eigentlich zu gut für mich. Zu gut, das heißt eigentlich nicht zu gut, aber unpassend für mich. Manchmal ärgere ich mich so über sie, daß ich sie beinahe lieben könnte, und wenn man mir bei Todesstrafe verboten hätte, sie anzusehen, so wäre ich binnen vierundzwanzig Stunden rasend in sie verliebt. Sie sieht ganz ungewöhnlich gut aus, und wenn ich mit ihr in Gesellschaft erscheine, in der Hofburg oder im Winter-Palais, so wird der Effekt nicht übel sein. Wenn sie gelbe Seide mit Rosen trägt und in ihrem schwarzen Haar irgend so eine kleine glänzende Spielerei, wie sie der Besitzer von Eichhausen seiner Tochter kaufen kann, so muß sie prachtvoll aussehen. Gute Götter, wie lieb würde ich dann dies schöne Geschöpf haben, wenn ich wüßte, ich könnte es jeden Augenblick wieder loswerden! Aber immer, das ist eine sehr lange Zeit. Dazu ist sie ein so pflichtgetreues Wesen, daß ich wenig Hoffnung habe, mit ihr auf einen bequemen Fuß, auf einen angenehmen modus vivendi zu kommen! Und ich will sie doch auch nicht unglücklich machen! Ich sehe es schon deutlich vor Augen, daß ich ebenso tugendhaft geworden bin wie sie. Ich werde nicht mehr hinter die Kulissen gehen, ich werde nicht mehr frühstücken, ich werde keine Gedichte mehr machen, ich werde nachts schlafen und am Tage arbeiten. Ich werde ein musterhafter Beamter werden, und wenn man mich dereinst beerdigt, werden sie ein Kissen voll Orden hinter meinem Sarge hertragen und mir eine Grabrede halten, aus welcher hervorgeht, daß ich eine Stütze des Staates war,

während ich doch so sehnlich wünschte, den neun Perlen meiner Krone nichts hinzuzufügen als den Vorber! Es ist nicht angenehm, das so genau vorherzusehen und mit offenen Augen in den Abgrund hinabzuspringen, noch dazu, wenn man so gar keine Anlage zum Curtius hat!

Baron Sextus war sehr erstaunt, als er am folgenden Morgen durch seinen Kammerdiener erfuhr, der Graf von Altenschwerdt sei abgereist. Sehr peinlich überrascht aber ward Dorothea durch diese Nachricht, welche ihr von Millicent mitgeteilt wurde. Noch von der schwärmerischen Blut des vergangenen Abends durchhaucht, war sie voll Kampfeslust und hatte heute Morgen mit Graf Dietrich den Streit beginnen wollen. Gräfin Sibylle hatte den Zeitpunkt, ihren Sohn in Sicherheit zu bringen, gut gewählt.

Sie erschien sowohl bei Dorothea als auch beim Baron und brachte die Empfehlungen ihres Sohnes zugleich mit seiner Bitte um Entschuldigung seiner plötzlichen Abreise. In der ersten Frühe des Morgens war, wie sie behauptete, ein Cypressbote mit einer Depesche aus Berlin gekommen, die Dietrichs augenblickliches Erscheinen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erforderte. Hoffentlich würden seine Geschäfte in Berlin nicht von langer Dauer sein. Dietrich hatte gleich den ersten Zug, der von Holzfurt abging, benutzen wollen und die Höflichkeit der Dienstpflcht nachgesetzt.

Sehr recht, sehr recht, sagte der Baron. Es freut mich, daß der junge Herr schon eine so wichtige Persönlichkeit ist.

Vermutlich handelt es sich nur um eine Aufklärung über irgendwelche Beziehungen unsrer Botschaft in Paris, bemerkte die Gräfin.

Beim zweiten Frühstück, wo wie gewöhnlich die erste Zusammenkunft stattfand, nachdem ein jedes seinen Kaffee oder Thee, Gräfin Sibylle ihre Chokolade auf dem eignen Zimmer genommen hatte, ging es am heutigen Tage sehr schweigsam zu. Dietrich fehlte, welcher in der Regel das Gespräch belebte, indem er Gegenstände aufs Tapet brachte, welche besprochen werden konnten ohne die tiefern Gefühle der Anwesenden, die doch so verschiedner Natur waren, übermäßig anzuregen. Dazu waren alle drei von den eignen Gedanken sehr in Anspruch genommen. Gräfin Sibylle war in hoher Spannung wegen der Entwicklung der bevorstehenden Ereignisse und fühlte noch immer die Erregung in sich nachzittern, welche durch ihre teilweise Eröffnung über ihre Beziehungen zu Eberhardt in ihr hervorgerufen worden war. Der Baron dachte über die beste Manier nach, Dorothea von seinem Plan in Kenntniß zu setzen, und fühlte sich nicht behaglich bei dem Gedanken, daß dies unter so sehr erschwerenden Umständen geschehen mußte. Er befand sich besser als am Tage vorher und war entschlossen, die Sache nun nicht mehr aufzuschieben, aber wenn er über den Tisch weg Dorothea ansah und ihre großen tiefen Augen ihr Licht auf ihn blizten, empfand er eine gewisse Besorgnis, die in seiner unbewußten Achtung vor der Überlegenheit ihrer Natur begründet war. Dorothea endlich hatte nach ihrer gestrigen Szene mit Eberhardt die Empfindung, dem Kreise, in welchem sie sich jetzt befand, gewissermaßen fremd zu sein, indem ihr Herz außerhalb desselben seinen Stützpunkt fand. Sie saß nur körperlich an diesem Tische, und ihr Geist weilte an andern Orten. Ahnungsvoll bedachte sie Dietrichs plötzliche Abreise, argwöhnisch sah sie die Gräfin von der Seite an, und sie konnte sich nicht von der Empfindung losmachen, daß sie mit dieser gefürchteten Feindin in einen stillen und erbitterten Zweikampf verwickelt sei. Sie hatte dazu die deutliche Empfindung, daß ihr Vater etwas besondres vorhabe. Er hatte zwar das

strenge, wortlose Wesen vom vorigen Tage abgelegt, aber ein Schatten schwebte zwischen ihm und ihr.

Die in solider Weise mit Fisch und Fleisch, Thee und schwerem Wein besetzte Tafel schien heute nur Schaugerichte zu tragen. Selbst der Baron, der sich sonst durch guten Appetit hervorthat, spielte nur mit seinem Lieblingsgericht, der Hummer-Mayonnaise, und trank nur ein halbes Glas seines guten reinen alten Portweins.

Was meinen die Damen von einer Ausfahrt? sagte er endlich. Das Wetter ist heute einmal wieder prächtig. Wir könnten den Erlbruch besuchen, wo Dorothea die soziale Frage an einem Modell zu studiren beabsichtigt.

Gräfin Sibylle tauschte einen Blick mit ihm aus und erklärte dann in richtigem Verständnis der Lage, daß sie sich nicht recht wohl fühle und sich zu Hause halten wolle. Ich bin in eine sehr interessante Darstellung der Einführung des Landrechts unter Friedrich Wilhelm III. hineingekommen, lieber Baron, setzte sie hinzu, und ich werde deren Studium im Schatten Ihrer wunderbaren Bibliothek fortsetzen.

Ich bedaure, daß wir nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft haben werden, sagte der Baron. Dann aber, liebe Dorothea, setzen wir beiden uns wohl zu Pferde. Du kannst mir deinen Kolonisationsplan an Ort und Stelle noch einmal gründlich vortragen.

Dorothea erklärte sich bereit und ging ihr Reitkleid anzuziehen, der Baron tauschte noch einen verständnisvollen Blick und Händedruck mit der Gräfin aus und wandte sich dann nach den Ställen. Sein Gemüt fand stets eine angenehme Beruhigung darin, den saubern wohlgepflegten Hof mit dem klaren Brunnen und die hellen, gut gelüfteten Wohnungen seiner Pferde zu durchschreiten. Er hatte das alles nach seiner eignen Erfahrung sorgfältig bis ins kleinste selbst angeordnet, und das zufriedene, ruhige Wesen der edeln Tiere, die Behaglichkeit, mit der sie fraßen, ihre glänzende Haut und die glatte Ründung ihrer Formen bewiesen ihm, daß seine Anschauungen die richtigen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Aus meinem Leben. Mitteilungen von D. S. Martensen, Bischof von Seeland. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Karlsruhe und Leipzig, S. Neuther, 1883.

Das dänische Original des vorliegenden Buches hat in der Heimat des Bischofs Martensen große Teilnahme gefunden. Begreiflich genug, denn an der Entwicklungsgeschichte eines geistig vorzüglichen Mannes, der zu hoher Stellung und weit-ausgreifender Wirksamkeit in einem Lande gelangt ist, haben die Landesgenossen jederzeit ein lebendiges Interesse. In Deutschland wird sich, wie der Übersetzer andeutet, der Anteil wohl auf jenen Kreis beschränken, der zu Bischof Martensen durch dessen „Christliche Ethik“ ein Verhältnis hat. Die Mitteilungen zerfallen in drei Abschnitte, deren erster die „Kindheit und Schulzeit“ in Flensburg und Kopenhagen von 1808 bis 1837, der zweite die „Studenten- und Kandidatenjahre,“ der dritte endlich jene längere „Reise ins Ausland“ schildert, die in der Bildungsgeschichte keines hervorragenden Dänen fehlt. Mit besondrer Ausführlichkeit gedenkt der Verfasser in dem letzten Abschnitte auch seines Freundschaftsverhältnisses zu Nikolaus Venau. Die Überschätzung J. L. Heibergs, welche in der Schilderung von Martensens Pariser Aufenthalt hervortritt, und manche andre befremdliche